

BERLINER THEATERTREFFEN Eine Buchpremiere zum langen Abschied vom Rosa-Luxemburg-Platz

Der Geruch der Geschichte

„Letzter Vorhang“ von Michael Schindhelm. Vorabdruck aus einem neuen Berliner Theaterroman – ein Schelm, wer dabei an die Volksbühne denkt

In Berlin geht ja immer irgendeine Zeit zu Ende. In dem neuen Roman von Michael Schindhelm ist es Theaterzeit. In einem Haus namens „Liebknecht“ ist Schluss mit der DDR-Vergangenheit. Oder auch nicht. Der Intendant heißt Hartung und erinnert gar nicht so entfernt an Frank Castorf, Schindhelm, geboren 1960 in Eisenach, war Theaterleiter in Gera, Altenburg und Basel, Generaldirektor der Berliner Opernstiftung, Kulturmanager in Dubai. Er lebt in London und Lugano. „Letzter Vorhang“, 254 Seiten, 19,50 Euro ist im Verlag Theater der Zeit erschienen. Buchpremiere am 7. Mai, 17.30 Uhr, im Haus der Berliner Festspiele. Wir drucken – gekürzt – das vierte Kapitel. Beschrieben ist der Weg ins „Liebknecht“, am Pfortner vorbei ...

Hallöchen, Polli“, rief er mir noch fröhlicher zu als gewöhnlich. „Heute jibt's wat Besonderet, nich wahr?“

Peppi war der Einzige im Haus, der mich Polli nannte, und er hatte auch sonst seine Eigenheiten. Seit 1988 bewachte er den Bühneneingang zum Liebknecht. Vor dem Fenster der Pfortnerloge hing ein Spiegel, durch den Peppi von seinem Pult aus Passage und Innenhof vor dem Theater im Visier hatte und er, wie er sie nannte, „fremde Subjekte“, die durch die Einfahrt kamen, rechtzeitig daran hindern konnte, gegen die gegenüberliegende

Wand neben der Abendkasse zu pinkeln. Nur schwer ließ er sich dazu bewegen, den Spiegel abzumontieren. Er wurde ein paar Jahre darauf übrigens durch Kameron ersetzt, was Peppi als einen späten Triumph wertete. Besonders hartnäckig hielt er Anfang der Neunziger an dem A2-formatigen Buch fest, in das sich zu DDR-Zeiten alle Besucher hatten eintragen müssen. Dieses Eingangsbuch stammte aus der Wetzell-Zeit. Wetzell war in den Siebziger Intendant gewesen, dann von Honecker zum Stellvertreter des Kulturminister befördert worden. Nach der Wende setzte sich am Haus das Prinzip Anarchie durch und Hartung, der 1991 übernahm, zeigte nie Ambitionen, Kontrollpraktiken aus der alten Zeit weiterzuführen. Peppi leistete jedoch erbitterten Widerstand gegen den neuen Schlandrian. Hartung wusste das und überließ ihn daher mir. Dreimal musste ich Peppi förmlich ins Büro beordern. Autorität war schließlich das Einzige, was bei ihm zog.

Ein mächtiger Kaktus verzweigte sich die Jahre über in alle Richtungen der kaum sechs Quadratmeter umfassenden Pforte, eine abstrakte Skulptur mit hellroten Blüten und Büscheln bleicher Fäden, die Peppis Arbeitsplatz schließlich in eine Art Mini-Brehm-Haus verwandelt hatte. Das Ding war ihm einst zu seinem Abschied als Solotänzer der Staatsoper überreicht worden. Im Dezember würde er fünfundsechzig werden. Niemand hatte ihm meines Wissens bisher angedeutet, dass er dann in Pension würde gehen müssen.

Wir waren mittlerweile das einzige Theater in der Stadt mit Personalhoheit über den Hausdienst. Unter dem schwammigen Druck der Kulturverwaltung hatten die öffentlichen Kulturinstitutionen, allgemein stolz auf ihre Autonomie, klein



Das Haus ohnegleichen. Theaterplakate im oberen Foyer der Volksbühne.

Foto: Doris Spiekermann-Klaus

beigegeben und den Service fremdvergeben, weil das angeblich Kosten sparte. Das Liebknecht indessen begann an der Pforte. Begann bei Leuten wie Peppi.

Wenn ich mich recht erinnere, stammte er aus Veliko Tarnovo, einer Stadt in Bulgarien. Er hatte nie den Eindruck erweckt, eines Tages dorthin zurückkehren zu wollen. Wer weiß, ob er seit seinem Engagement an der Staatsoper in den Siebziger jemals dort gewesen war. Wie die meisten Langzeit-Ausländer sprach er ein ausgezeichnetes Berlinerisch.

Auch heute trug er die gewiss aus Balletzeiten stammende weinrote Seidenweste und die Elvistolle war eindeutig frisch onduliert. Meine Augen gewöhnten sich allmählich an das Halbdunkel in Peppis Treibhaus. Hinter ihm saß ein junges Büschlein mit Rehaugen auf dem Hocker und sog nachdenklich an einer Zigarette. Daher also Peppis aufgekratzte Stimmung. Der Junge erinnerte mit dem kahl rasierten Schädel an Sinéad O'Connor in ihren Anfängen. Im Hause wurde er überall der Syrer genannt. Angeblich war er kein Flüchtling, sprach aber so gut wie kein Deutsch. Der Syrer war Peppis jüngste Errungenschaft. Vor ihm hatte es so manch anderen zarten Knaben gegeben. Oft wohnten sie bei Peppi, ließen sich von ihm aushalten und begleiteten ihn hin und wieder zum Dienst. Ob der Syrer bei ihm bleiben würde, wenn er erst mal in Pension war?

Wenn man beinahe täglich, seit man

Laufen gelernt hat, ein und dasselbe Gebäude betritt, sieht man das Gebäude selbst schon lange nicht mehr. Die Orientierung hat sich automatisiert. Sogar an einem Tag wie diesem ging ich zuerst, wie seit Jahrzehnten, zum Inspizientenpult. Es war noch zu früh, um dort jemanden anzutreffen. Abgesehen von der Notbeleuchtung herrschte heimeliges Dunkel, in dem sich allerdings ein Poster von der schwarz gestrichenen Wand abhob, das dort seit dem Herbst 89 hing: das Inszenierungsplakat zu „Kuckucksnest“ mit einem Autogramm von Haberlandt, dem ersten und bis heute unvergesslichen Darsteller von Randle McMurphy.

Ich musste das Plakat nicht anschauen und hätte doch jede Staubfussel, die sich in achtundzwanzig Spielzeiten darauf niedergelassen hatte, aus dem Gedächtnis platzieren können. Optisch hatte mir die Hinterbühne des Liebknecht so gut wie keine Überraschung mehr zu bieten.

Anders war es mit Gerüchen. Obwohl ich nicht studiert habe, gestatte ich mir zu weilen theoretische Überlegungen. Es mag seltsam erscheinen, aber Gerüche sind für mich ein linguistisches Thema. Nach meiner Überzeugung sind sie so was wie die Geheimsprache der Erinnerung. Offenbar reichen Gerüche tiefer ins Bewusstsein als Wörter und wahrscheinlich auch als Töne oder Farben.

Trotz meines Atheismus überkamen mich oft ozeanische Anwendungen, wenn ich das Liebknecht betrat. Gut mög-

lich, der Apostel hatte sich geirrt und am Anfang war nicht das Wort, sondern der Geruch. Auf den engen, gewundenen Korridoren unter und hinter der Bühne wurde ich auch nach all den Jahren sofort und unvermeidlich in die Kindheit zurückversetzt. Das Theater war zwar sowohl in den Sechzigern als auch in den Neunzigern des letzten Jahrhunderts renoviert worden, doch hatten Luft und Wände ausreichend historische Geruchspuren bewahrt, um in mir regelmäßig beispielsweise ein subtiles, von leichtem Ekel begleitetes Verlangen nach Letscho, Milchreis, grünem Hering oder Soljanka wachzurufen. Mit diesen und ein paar ähnlich wohlriechenden und -schmeckenden Leckereien bin ich im Liebknecht aufgewachsen. In seinen Probenräumen, Büros, Werkstätten und vor allem in der Kantine.

Dieser olfaktorische Weckruf über ein halbes Jahrhundert hinweg erreichte in der Regel nur für den Bruchteil einer Sekunde meine Aufmerksamkeit. Immerhin lang und intensiv genug, dass mir beim Betreten des Liebknecht nie diese für den Rest des Tages anhaltende Zeitverschiebung entging. Hinter den Theatermauern relativierte sich die Bedeutung der Gegenwart. Die Gegenwart am Liebknecht war eine gefilterte, von Vergangenheit und von Gerüchen gesättigte Gegenwart. Ich beobachtete an mir stets eine gewisse Scheu, mich über dieses Thema zu verbreiten, doch hatte ich eindeutig einen besonderen Riecher entwickelt für unser

Theater und seine Atmosphäre. Die Nase ist eben das ureigene nostalgische Organ. Sie steht stets offen. Für die hoffnungsvolle Schnüffelei nach einer verlorenen Zeit.

So enthusiastisch wir die Jahre nach 1989, die Anarchie, den Beginn mit Hartung, buchstäblich in Angriff genommen, als eine politische und keineswegs nur künstlerische Mission verstanden hatten, so viel hatten wir doch auch, besonders am Anfang, zertrümmert. Eine neue Zeit verlangte zuerst nach der Zerstörung jener Bilder und Namen, die die alte hinterlassen hat.

Kompliziert wurde es für diejenigen, die in beiden Zeiten zu Hause waren. Für Leute mit empfindlicher Nase. Für Leute wie mich. Gerüche ließen sich eben nicht zerstören wie Bilder und Namen. Es gab einen dialektischen Widerspruch in unserem Handeln, den wir unter Umständen bis ans Lebensende nicht würden auflösen können: Wir hatten vor und ab 1989 für frischen Wind gesorgt und dennoch den Stallgeruch absorbiert, der nach wie vor dem Liebknecht anhaftete.

Mit jedem Atemzug sog ich ihn ein. Mutter hatte hier Mitte der Fünfziger als Gerda in Alfred Matusches Nacktes Gras ihren ersten Erfolg gehabt. Vaters Nachtasyl-Bearbeitung war damals noch nicht abgesetzt worden. Es herrschte zu jener Zeit vermutlich so was wie Optimismus wider besseres Wissen. Als könnte es mit dem ersten Arbeiter- und Bauern-Staat ja doch noch was werden.

Da kam ich zur Welt und protestierte mit vollem Einsatz gegen den Versuch, mich in der betriebseigenen Kinderkrippe unterzubringen. Ich schrie und biss der Krippentante so oft in ihren sozialistischen Bildungsarm, bis ich Mutter auf die Probe begleiten durfte. Das war mein erster gelungener Anschlag auf die Autorität.

Den Bildungsbürger anderer Gesellschaften mochte die Weltliteratur zum Reisen ermuntern, mich ermunterte sie zum Theater. Nun, mit dem Reisen war es ja sowieso sehr bald vorbei. An der Hand von Lutz stand ich eines Tages in der Toreinfahrt zur Friedrichstraße und beobachtete Männer auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Da die Männer wie ich zu Hause am Strausberger Platz mit – allerdings wesentlich größeren – Bauklötzen zu spielen schienen, winkte ich ihnen zu. Einer der Männer winkte tatsächlich zurück. Er trug eine Uniform und rief uns etwas zu, das ich nicht verstand. Obwohl ich

darauf ein bisschen stolz war, zerrte mich Lutz hastig auf den Innenhof und außer Sichtweite des Uniformierten. Damals lernte ich von ihm ein neues Wort, das lange für mich eine geheime Bedeutung hatte: Ganoven waren Männer in Uniform, die anderen beim Spielen mit Bauklötzen zuguckten.

Wer von jetzt an trotzdem verzeite, kam meistens, wie Vater, nicht zurück. In seinem Fall begann die Reise mit einem Ausschluss aus dem Schriftstellerverband und mit Schreibverbot. Das habe ich erst viel später verstanden. Seit jenem Tag im Jahr 1963, als er nicht mehr arbeiten durfte, war er eigentlich auch schon nicht mehr richtig da. Er verließ zwar nie die Wohnung, aber ich bekam ihn selten zu Gesicht. Meistens lag er im Bett und las. Irgendwie verflüchtigte sich Vater von Tag zu Tag mehr in eine undeutliche Idee.

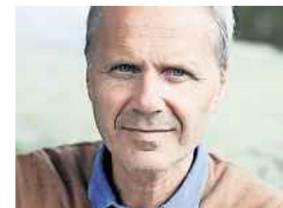
In Wahrheit hatte man das Liebknecht zu Kaiserzeiten über einer Solquelle errichtet und auf Viktoria-Luise-Palast getauft. Unter dem Dach dieses Palasts amüsierte sich zunächst der neureiche Gründerzeit-Berliner, tobte sich auf Revuen und Bällen aus, verzehrte im Kakadu siebengängige Menüs, hielt Wein-Turniere ab und ging baden, wenn die Lust des Genießers erlahmte.

Später machte bekanntlich der Führer Schluss mit Lustig, ließ im Zuschauerraum eine Loge einbauen und den Palast in Horst-Wessel-Theater umbenennen. Kaum war mit dem Führer Schluss, wurde bei uns schon wieder Geschichte gemacht. Auf der Liebknecht-Bühne, wie sie mittlerweile hieß, kam es zwischen Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl zu jenem folgenschweren Handschlag, von dem sich die sozialistische Gesellschaft in den kommenden dreißig Jahren nicht mehr erholen sollte.

Hatte man den Riecher dafür, konnte man diese Vergangenheit wittern. Die kleine und die große. Den Gestank und das Aroma. Das Verderben und die Blüte. Der Geruch war nicht nur am Anfang, er war auch am Ende jeder Geschichte. Nach meiner zugegebenermaßen voreingenommenen Einschätzung die einzige Kontinuität in Raum und Zeit.

Eine Kindheit am Liebknecht war selbstverständlich ein unvergleichliches Privileg. Im Alter zwischen zwei und sieben Jahren besuchte ich jeden Tag irgendeinen Schauplatz der Weltgeschichte: das antike Rom, den faulen Staat Dänemark, die Stalingrader Front oder mit Kater Schnur die Sahara.

Den Bildungsbürger anderer Gesellschaften mochte die Weltliteratur zum Reisen ermuntern, mich ermunterte sie zum Theater. Nun, mit dem Reisen war es ja sowieso sehr bald vorbei. An der Hand von Lutz stand ich eines Tages in der Toreinfahrt zur Friedrichstraße und beobachtete Männer auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Da die Männer wie ich zu Hause am Strausberger Platz mit – allerdings wesentlich größeren – Bauklötzen zu spielen schienen, winkte ich ihnen zu. Einer der Männer winkte tatsächlich zurück. Er trug eine Uniform und rief uns etwas zu, das ich nicht verstand. Obwohl ich



Michael Schindhelm schreibt über Kindheit in der DDR und auf der Bühne

Foto: Anja Rahn

ANZEIGE



52 WOCHEN
DIGITALES COACHING

52 TOP-EXPERTEN
wie Verhandlungs-Guru
Matthias Schraner und
CEO-Coach Heidi Stopper

12 THEMENSCHWERPUNKTE
z.B. Persönlichkeitsentwicklung, Team und
Führung, Digitalkompetenzen

99 EURO

FEMALEFUTUREFORCE.COM